III. Jahr Heft 4

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Theodor Däubler: Dichtungen aus dem Nordlicht (Der Lenz, Orpheus, Schwabenland, Der Baum, Was?, Der Blinde) / L. E. Tesar: Die Familie und der Mann / Otto Zoff: Das Mirakel des Blutes / Herm. Koch: Markus Durr / Fritz Lampl: Jesus der Auferstandene / Georg Trakl: Abendmuse / Carl Dallago: Politik / Karikaturenfolge 52: Max von Esterle: Maler Andreas Einberger

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. November 1912 Heft 4

Gedichte / von Theodor Däubler*)

(Zu Däublers Vorlesung am 22. November)

Der Lenz

Es wirft der Herr sich in das volle Leben,
Drum Gärtner in mir selber, stehe auf
Und sieh der Dinge Seele sich erheben.

Der Bach beginnt den stillen Pilgerlauf
Und raunt von Riesen mit erhabenen Herzen,
Und Wolken ziehn um ihr Gebet zu Hauf.

Verständnis tiefer Weihe meiner Schmerzen,
Oh, mache mich so schuldlos wie der Wind
Und laß das Unkraut mich am Feld entmerzen.

In vielen, vielen Dingen bin ich blind,
Drum streichelt mich die Lust, mit mir zu sprechen,
Noch bleibe ich ein unerfahrenes Kind.

Ich kämme wohl die Flur mit meinem Rechen.
Ich liebe alles, was der Schöpfer gibt
Und wundere mich ob unserer Gebrechen.

Oh Gott, der alle Erdendinge liebt,
Warum bist Du die Tat und nicht die Frage?
Ich fürchte mich, weil so viel Leid zerstiebt!

---

*) Mit Genehmigung des Verfassers aus der epischen Dichtung „Das Nordlicht“ (Georg Müller Verlag, München) vom Herausgeber für den „Brenner“ ausgewählt.

Der Sohn tritt überall voll Huld zu Tage:
Die Oelbäume bewegt ein leiſer Hauch,
Und die Geſtrüppe blühen ſchon im Hage.

Wie wundervoll iſt doch ein Roſenſtrauch!
Oh Herr, verkläre Dich in meiner Seele,
Oh Frühjahr in mir ſelber, knoſpe auch!

Doch blühe ich, ſo ſchmücken mich Juwele.
Die Seele iſt am ſchönſten friſchbetaut,
Und Jugend kommt auf Ewigkeitsbefehle.

Oh Heiland, Du erſcheinſt uns ſanft und traut.
Die Eſelin trägt Deine Laſt voll Freude,
Und alles Wartende iſt Deine Braut.

Die Berge ſind ein leuchtendes Gebäude,
Ein Tempel voll erſtarrtem Schnee und Eis.
So ziehe hin, daß ſich kein Korn vergeude.

Das Saumtier mag Dich, über Gras und Gneis,
Empor zu jenen klaren Stirnen tragen,
Dort wartet Adam als ein bleicher Greis.

Du magſt die Anſprache an Gletſcher wagen,
Doch bloß der Schnee, als weiblich, iſt bereit,
Mit Dir vereint, ſich ſelber zu entſagen.

Wie viel Du tuſt! und nichts tuſt Du zu leid!

Orpheus

Den Inſelkranz bewachſen kalte Farren.
Der Tauwind weht vom Süden und vom Meere.
Der Regen ſtürzt ſich in die Wintersleere.
Die Farren aber müſſen weiter harren.

Auf einmal ſcheint ein Rauſch den Wind zu narren.
Die Mythe bringt das Lied vom Lichtbegehre:

Sie ſchwimmt im vollen Mittag durch die Quere.
Ja, Tongeſtalten ſiehſt Du rings erſtarren.

Das iſt ein Wundertier mit goldenen Floſſen.
Ein Lied weht ſeinen Sänger hold zum Strande,
Und Farren löſen alle Wurzelbande.

Durchs Lied ſind Liebesblüten voll erſproſſen.
Vertierte Formen drohn vom Pflanzenrande,
Der Sang harrt: ſteil in Bäumen eingegoſſen.

Schwabenland

Der Atem der Natur, der Wind, die Phantaſie der Erde,
Erträumt die Götterwolken, die nach Norden wehn.
Der Wind, die Phantaſie der Erde denkt ſich Nebelpferde,
Und Götter ſehe ich auf jedem Berge ſtehn!

Ich atme auf und Geiſter drängen ſich aus meinem Herzen.
Hinweg, empor! Wer weiß, wo ſich ein Wunſch erkennt!
Ich atme tief: ich ſehne mich, und Weltenbilder merzen
Sich in mein Inneres ein, das ſeinen Gott benennt.

Natur! nur das iſt Freiheit, Weltallliebe ohne Ende!
Das Daſein aber macht ein Opferleben ſchön!
Oh Freinatur, die Zeit geſtalten unſere Werkzeugshände,
Die Welt, die Größe, ſelbſt die Ueberwindungshöhn!

Ein Wald, der blüht, das Holz, das brennend, wie mit Händen,
Wir alle fühlen uns nur durch das Opfer gut. [betet,
Oh Gott, oh Gott, ich Menſch habe alleine mich verſpätet,
Wie oft verhielt ich meine reinſte Innerglut!

Im Tale ſteigt der Rauch, als wie aus einer Opferſchale,
So langſam und faſt heilig, überm Dorf empor.
Ich weiß es wohl, die Menſchen opfern ſelbſt von ihrem
Da eine Gottheit ſich ihr Herdfeuer erkor! [Mahle,

*

Ich glaube feſt an Gott und an die ewige Gnade!
Jungfrau Marie, auch Dich, oh Mutter, liebt mein Herz.
Du biſt in mir ein Traum und eine Wehmutslade:
Voll Demut lege ich vor Dich die Furcht, den Schmerz.

Jungfrau Marie, der Tau der Aehren iſt Dein Schleier.
Die blonden Felder ſind Dein goldenes Sonnenhaar.
Die Liebe meiner Mutter Deine Weihnachtsfeier,
Und meine Unſchuld, Mutter, iſt Dein Weihaltar.

Jungfrau Marie, ein Mittagsfeld iſt Deine Stirne.
Dein Auge mein Verſtand, der jeden Wunſch durchſchaut.
Die Brauen ſind ein Adler über jedem Firne:
Aus Deinem Mund erlauſche ich den Mutterlaut.

Jungfrau Marie, die Bauern hier im Tal ſind Schwaben.
Aus Deiner Kehle klingt ein Heimatwort ſo wohl.
Der Blütenwald iſt nur die frömmſte unſerer Gaben,
Von Deinem Halsband jedes Dorf ein Karneol.

Jungfrau Marie, der Heimat Schutz ſind Deine Hände.
Dein Herz iſt die Vergebung meiner ſchweren Schuld.
Und Deine Schultern ſind des Juras ſteile Wände,
Denn fern von welſchen Menſchen fühl ich Deine Huld!

Wenn ich im Tal, zerknirſcht, bald für das Uebel büße
Und liebe Gott und meinen Nächſten ſo wie nie,
Jungfrau Marie, dann fühl ich Deine heiligen Füße.
Und grüße Dich: ich liebe Dich, Jungfrau Marie!

*

Das iſt mein Heimatwald. Ich liebe alle Bäume.
Ich kenne dieſe Räume.
Sie wuchten, kuppeln ihr Geheimnis zu.
Sie ſind ja alle, alle, lauter grüne Träume.
Ach, wie gerne ich da ſäume:
Hier lege ich mich einſt zur Ruh.

Ich ſchlummre ein und ruhe gut unterm Hollunder.
Da ſchau ich tauſend Wunder!
Da lieg ich ohne Rock und Schuh.
Mich decken Spitzenfarren zu. Was brauch ich Seiden-
Mein Schlaf iſt ein geſunder. [ſplunder!
Ein Bächlein ſprudelt mich zur Ruh.

In Frankreichs weiten Auen kannte ich geſcheite Frauen.
Wird ſie mein Auge nochmals ſchauen?
Die eine ſinnt wohl, was ich tu!
Doch die iſt weit von meinem Traum, ich konnt ihr nie
Sie hat ſo dunkle Brauen! [vertrauen:
Nun mache ich die Augen zu.

*

Iſt das die Sonne, ſind es Augen die mich wecken?
Ein Menſch mit rotem Bart und Haaren ſieht mich an.
Ich will ihm meine Rechte gleich entgegen ſtrecken.
Ich ſage ihm: „Grüß Gott!“ Das iſt ein heiliger Mann!

„Willſt Du in meiner Grotte ein paar Wochen wohnen?“
Sagt mir gar ſanft der Menſch im Einſiedlergewand.
„Ich glaube, edler Freund, das würde ſich wohl lohnen!“
Erwidre ich. Und da erfaßt er meine Hand.

„Wir ſind ſchon da, auf hundert Schritte liegt die Klauſe,“
Sagt mir mein Wirt, den ich jetzt ſtill und gut beſchau.
Er iſt ein Rieſe und beſtimmt im Wald zu Hauſe,
Sein Antlitz iſt ſo rauh, ſein Auge himmelblau.

Es trägt mein Rotbart eine dunkelbraune Kutte.
Jetzt bleibt er ſtehn, beſtimmt hat er ſich feſtgeheckt.
Ja, er befreit ſich ſchon aus einer Hagebutte
Und ſagt: „Sieh, wie der Wald mich liebt und neckt!“

„Hier duftet es so gut nach allen Waldesharzen,
Und Beeren gibt es" sag ich: „wie ichs nirgends sah!"
Ich seh, mein Wirt hat das Gesicht ganz voll von Warzen,
Und viele, viele Fliegenpilze wachsen da.

„Nicht wahr. Wir halten ein paar Tage recht zusammen!"
Ermuntert mich der Klausner und ich sage: „Ja!"
Ich staune: Felsen seh ich wie erstarrte Flammen.
Doch hinterm Heckendickicht lodert es beinah.

Da wohnt der Einsiedler: „Ach, das ist wirklich niedlich,
Da weiden Rehe hinter einem Bohnenzaun."
„Nicht wahr", sagt mir mein Mann, „hier ist es friedlich!
In dieser Grottenklause hoff ich zu ergraun."

Da trägt jetzt eine Ebereschе Prachtkorallen!
Wonach? Ja, nach Zyklamen duftet unsere Schlucht:
Bei Gott, nun fühl ich es, da kann es mir gefallen!
„Ein Eichkätzchen, ein Fuchs!" ruf ich: „Plumps eine Frucht!"

Der Baum

Es spielt der Wind mit vielen tausend nassen Blättern,
Und alle winken immer wieder anderm Wind,
Und Waldeswalzer höre ich im Schatten schmettern.

Auch meine Weisen singen, weil sie windwild sind!
Und viele Lieder wimmeln, wie die winzigen Bienen,
Um jeden Trieb, der sich der Blumungsglut besinnt.

Der Mut zu werben ist mir Sterblichstem erschienen:
Auf lauter Zweigen taut mein Urerkünden auf,
Und seiner will Vernunft, wie Bienen, sich bedienen.

Es horcht der Wind. Denn um zu horchen harrt sein Lauf.
Im Baum erlauscht, als Traumhauch, er sein lautes Rauschen.
Drum lauscht: Es überbrausen Meere sich zu Hauf!

Es will, als Baum, die Erde ſich am Baum berauſchen.
Und was im Traum geſchieht, wird auch ein eigener Traum,
Denn Träume können uns ſamt Träumlichem belauſchen!

Verrunzle Dich in mir, Du Traum von meinem Baum!
In meiner Ruhe niſten ſchon die Sehnſuchtslieder,
Singt doch die Stille durch die Wurzeln bis zum Saum.

Die Wurzeln greifen fern in die Ergebung nieder!
Wie iſt die Stille tief! So tief wie ſie entſchlief!
Doch in der Krone gibt der Baum den Norden wieder.

Er folgt dem Wind. Er wird was ihn als Baum berief.
Er ſtürzt die Liebe in die witternden Geſchicke.
Er wirbt um ſich und wirkt als Traum urbaumhaft tief.

Du Baum, ich weiß, wie ich als Dickicht mich beſtricke.
Du biſt von Liebe übervoll, ja liebestoll!
Du liebſt, oh Baum, was ich als Du in mir erblicke.

Und „Du", nur „Dus", erlauſch ich, wo ich rufen ſoll.
Das Dunkel aller Ruhe kennt das Du der Dinge!
Drum iſt die Welt ſo holder Wonneworte voll.

Oh Sonne, horche wie ich in der Krone ſinge:
Der hohe Norden ſtrotzt von mordendem Verſtand,
Das Land aber hat Gold für Sternenſchmetterlinge.

Ihr Dünkelwichte, Dinge im Vernunftgewand,
Es wickelt Euer Himmelswink Euch aus den Wicken.
Die Schlingen fallen ab: es nagt der Fragebrand.

Es ſchlagen Wagnisſchlangen auf zu Weltgeſchicken!
Der Urwald leuchtet in das holde Weltenwohl:
Es glaubt der Baum! Und lauter Witterwipfel nicken!

Der Baum umwurzelt ſeiner Ruhe Weſenspol.
Er ſchützt die Neſter, ſchirmt das Schmerzens-Ich der Tiere,
Denn jedes Blatt iſt großer Duldung Erdſymbol.

So wirkt, daß nimmer ſich ein Wirkungswink verliere!
Die Tiere aber ſind ſchon mehr als Wimmerwind.
Sie irren ſich ja nicht. Sie ſchwirren um das Ihre.

Entwirrt Euch ſchier! Das Winzigſte iſt weltgeſinnt!
Und horcht in Eurem Baum aufs Morgen freier Meere.
Du große Sonne, wie genau ein Tag verrinnt!

Der Baum iſt hoch. Er füllt ſchon ſeine Weſensehre.
Und über ihm begeiſtert ſich ein Sternenkind
Und lauſcht der Leidenſchaft der Werdensſchwere.

Wie viele Rehe weinend ſchon gefallen ſind!
Oh Sternenkind, bewahre ihre Seelenträne
Und mache uns im Wandel harmlos und gelind!

Der Weſen Schüchternheit, die ich im Wechſel wähne,
War einſt ein Blatt, ein Tier, das man zu Tod gehetzt:
Und alles Land entflammt als eine Wahnſinnsmähne.

Im Namen der Verzweifelten, Welt, ſei entſetzt!
Birg, Erde, jeden Todesſchrei in Lichtgebeten:
Im Baumes-Namen, ſäume nicht! es glüht das „Jetzt!"

Der Erde Wahnwitz brennt durch Winde, die entwehten.
Er iſt ein Urwald, der ſich flammennackt beſeelt.
Hier ſtirbt man nicht! Die Tiere ſchimmern in Kometen!

In Rieſenſchweifen werden ſie hinausgeſchweelt.
Sie können kalt in alten Nächten plötzlich tagen,
Denn kein Gewiſſen hat den Weg zu ſich verfehlt.

Die Wanderſchaften, die den Menſchen warnend tragen,
Erfüllen alle Nordheiten mit Seelenbrunſt,
Und Tiere wittern aus den jungen Glanznachtſagen.

Zu eigenen Weſenheiten reift die letzte Kunſt.
Die Lebensechtheit kann ſich nur ekſtatiſch faſſen,
Dort überm Weltbrandwahnwitz dämmert ſtumme Gunſt.

Gedanken fangen an, mit kalter Glut zu haſſen.
Der Traum vom Baum verſchlingt ſich in den blauen Raum.
Es ſingen Sternenkinder in den Flammengaſſen

Und niſten ſchuldlos in der Ruhehuld vom Baum.

Was?

Iſt es wirklich wahr,
Ruft in jeder Stimme,
Wenn ſie noch ſo leiſe klingt,
Urſprungslos und wunderbar
Gott in ſeinem Grimme:
Wenn Dir das zu Herzen dringt,
Menſchenkind, ſo glimme!

Was, oh was? ich horche ja!
Horche manchem Leben,
Bin dem Winde immer nah,
Winde mich zum Nichts zurück,
Selbſt mich zu erheben:
Trachte, als von Gott ein Stück,
Frei vor Gott zu beben!

Stürme umarmen mich,
Halſen uns alle und rufen:
„Als mir noch Niemand glich,
Blieb ich ſo ſtill in Dir;
Als wir uns ſchufen,
Wurden wir Wind und Tier
Und mußten verſtufen".

Böen ereignet Euch!
Höhen vernehmt Eure Höhe!
Dann heule ich Euch nach. Ich der Geiſt.

Dann zerre ich an jedem Geſträuch
Und wehe: wehe wenn ich entflöhe,
Dann würdet Ihr, die Ihr vereiſt,
Nicht wiſſen, daß Ihr zerreißt.

Menſchen, ſo faſſet Euch:
Lauſcht in die ſtürmenden Stimmen:
Helft mir, begreift einen Schrei!
Die Seelen durchfegt ein Gekeuch!
Ihr löſcht nicht das Gottesergrimmen:
Ach, würde ein einziger frei,
So müßten wir klimmen, erglimmen!

Der Wirrwarr verwirbelt nicht mehr.
Wir waren vielleicht nie beiſammen.
Wie ſchwer wird der Geiſt jedem Meer,
Und dem Geiſte die Schöpfung wie leer!
Wir müſſen uns fliehend verdammen,
Jungfräulich doch immer entſtammen:
Zuſammen geht alles urſprünglich einher.

Der Blinde

Wer ſagt es mir, ob ich ſchon lange einſam harre:
Verwalte ich ein Geiſterheer als blinder Greis?
Ich ſehe nichts. Doch ahne ich des Daſeins Starre.

Der Rieſen Lockenhaar iſt weiß. Ganz klares Eis.
Die Fluten jauchzen nicht zu lauten Wunderdingen,
Denn ſtummgefroren wähnen ſie ihr Grundgeheiß.

Die Gluten pruſten nicht aus tauſend Wirkungsringen,
Die Nordlichtlandſchaft überträumt den hehrſten Traum
Und alle Dinge fangen an, ihr Lied zu ſingen.

Die Dinglichkeit ist tot. Das Wort erfüllt den Raum.
In meinem Wesen höre ich das Weltlicht tönen.
Es wiegt sich, fliegt und siegt des Sternes heller Schaum.

Das Wort kann aus der vollen Mutterwurzel dröhnen.
Es singt. Es klingt. Es singt sich selbst. Gebiert die Dichter.
Es wird der Geist sich wieder an das Wort gewöhnen.

Ich bin ein Mensch und fühle alle Glaubenslichter:
Wie gut sie meine helle Seele unterfluten.
Erst fiebern sie. Dann leuchten wir und werden schlichter.

Sie können jetzt in mir das Weihesein vermuten.
Die Sonne hat uns aufgerufen und geboren.
Doch heute sind wir frei. Die Willenslichter bluten.

Wie ist die Sonne hold! In uns hat Gold gegoren.
Sie ist die Herrin! Herren wurden ihre Kinder.
Es ist der Daseinszwang zum Geisterzweck erfroren.

Das Nordlicht ist der Dinge innerer Ueberwinder.
Die Welt besteht in ihrer tiefsten Majestät.
Ich höre mich und werde witternder und blinder.

Der Ursprung lebt. Hier gibt es nirgends ein „Zuspät".
Die Gründlichkeit der Welt verschmäht die Maße,
In denen sich der Hang zur Dinglichkeit verrät,

Der ganze Himmel glüht: die Welt ist seine Straße.

Die Familie und der Mann / von L. E. Tesar

Da Plato über Mittel nachsann, die athenische Republik von dem ihr drohenden Niedergang zu retten, erkannte er, daß die Familie nicht die Grundlage des Staates bilden dürfe, ja nicht bilden könne. Er verlangte nicht nur die Gemeinschaftlichkeit aller Güter, sondern auch die der Frauen und Kinder. Sein Schluß ist einfach: der Mann, der für die Familie sorgt und seine Kräfte abnützt, verliert sich selbst. Plato will darum aus den Menschen, den Männern zumal, Mönche bilden, um welche die Einsamkeit ist und welche diese Einsamkeit stark macht. Je schärferen Auges, schärferen Hirns und kühneren Willens der Mann, umso unbeirrter müsse er die Wirklichkeit und Wahrheit in seinem Ich, dem Einzigen ihm Eigenen, suchen. Jene, die glücklich sein wollen, die reich sein wollen, die froh sein wollen, brauchen die Gemeinschaft; sie mögen in gesellschaftlichen Zirkeln leben. Die wahrhaft Männlichen werden zu sich nur in der Entsagung kommen. Sie haben kein Gold, doch sie speisen aus Gefäßen, deren Ton die Kultur des Auges und die der Hand geformt hat. Sie haben kein Weib, doch die Schönheit, die sie umfließt, ist ungetrübt von einseitiger animalischer Brunst, deren Befriedigung verdrießlich macht. Ihre Stärke umarmt das All im Ganzen und in jedem seiner Teile, um in allem immer wieder sich, den Asketen, zu finden.

Warum stößt Plato die Künstler aus seiner Stadt? Warum heißt er sie, „das Haupt mit Myrrhen gesalbt und mit wollener, halbgöttlicher Krone umflochten", weiterziehen, als unnütz seiner Gemeinde? Sagte Plato, der Künstler, nicht von sich selbst, daß er einsam seine Straßen wandere, in Träumen, seinen müßigen Geist noch müßiger zu machen? War er erhaben über die „heiligen, wunderbaren, freude-

bringenden Wesen", für welche er in seinem Staate keinen Platz hatte? Oder blickte ihnen der Meister, der seine Kunst um Sokrates dahingegeben hatte, sehnsüchtig nach? Jagte sie fort in der Qual einer abgerissenen und nur in Bruchstücken wiederkehrenden Künstlerleidenschaft?

Der Künstler scheint Mönch mehr als der platonische Weise und der platonische Krieger. Die Menge versteht ihn nicht. Er ist am einsamsten in den glanzvollsten Festen, die ihn umflirren. Lionardo entzückte den Hof des schwarzen Sforza durch das Spiel auf seiner silbersaitigen Laute; die Frauen hingen in Sehnsucht den Blick an den großen schönen Mann, der im langen rosenroten Seidenmantel durch die Säle schritt; die Könige buhlten um die Betrachtung und den Besitz seiner Bilder; doch um Lionardo webte stets eine kalte Hülle, welche weder die Liebe der Frauen noch die Gnade der Fürsten schmelzen konnte. Er war rätselhaft und unberechenbar wie der schneeverborgene Aetna. Kein Mensch konnte die Buchstaben lesen, die in den Falten seiner Seele geschrieben waren.

Wies der „Mann" Plato die Künstler aus seiner Republik? Witterte er das Weib, welches in ihrer Psyche versteckt ist? Fürchtete er, daß des Kunstwerks zersetzende Gewalt keine Ordnung und keine Erziehung zu bändigen vermögen?

Die Gegenwärtigen lieben Plato oder sie heucheln wenigstens die Liebe für ihn. Aber sie machen ihn zum Prediger beschwichtigender Sanftmut und unterdrücken seine Forderung nach Härte und Willen zum starken Selbst. Plato eifert nicht gegen den Krieg, er will diesen. Er nennt die Krieger die „Wächter" des Staates, aus silbernem Samen hervorgegangen, während der Same der großen Menge schmutziges Eisen und Erz ist. Plato zerbricht die Ehe, um den Mann zu befreien. Er will das Weib heben, daß es an den Arbeiten der Männer teilnehmen könne,

doch nicht um diese der hysterischen Sexualität des Weibes auszuliefern.

Die moderne Frauenbewegung hat den platonischen Satz von der Unmöglichkeit des familienhaften Gesellschaftsunterbaues aufgenommen. Aber ihr Ehehaß, welcher in seinem guten Teil aus der Empörung des Weibes fließt, dem Manne legales Mittel zur Befriedigung physischer Bedürfnisse zu sein, in seinem bösen Teil aus dem Neid des Weibes, wegen materieller und sozialer Umstände ein solches Mittel nicht sein zu können, ist die Reaktion unbefriedigten Mutterinstinktes. Diese Frauen erklären das Weib dem Manne nicht mehr gleich berechtigt, sie stellen es über ihn, indem sie die Aufgabe des Lebens einzig in der Schwängerung des weiblichen Schoßes erfüllt sehen. Die Mutter erscheint als die höchste Lebensmöglichkeit, das Kind wird Götze, der Mensch bloßer Kanal der Natur. Fast widerspruchslos dürfen die Frauen auf den ethischen Bühnen die Beschränkung des Jahrhunderts auf den einen Zweck „Kind" fordern. Die Bekrönung des zu Wollenden verlangen und die Rücksicht auf den zeugenden Willen verschmähen. Allerdings, jener Ruf nach dem Kinde ist kein Ruf nach einem Dritten, welches größer wäre, als die es schufen, er ist in Wahrheit der Ruf nach der Puppe. Das Weib, welches sich durch die Taktlosigkeit des Gatten oder durch die Ungerechtigkeit des Zeitmilieu um sein Muttergefühl betrogen sieht, will nicht tatsächlich Mutter werden -- es hat keine Lust zu den erlebten Enttäuschungen noch den von der wirklichen Mutterschaft untrennbaren herbsten Schmerz des Verlustes der reif gewordenen Kinder auf sich zu nehmen — es will die Mutter spielen. Die Puppen, zu denen es die Kinder und Erwachsenen machen will, könnten niemals klüger werden als die Mama.

Das Weib als Hetäre braucht die Feindschaft gegen Ehe und Familie nicht erst zu proklamieren; sie übt sie praktisch

aus. Die Gegenwart ist der Hetäre nicht günstig, denn diese ist ein Persönliches. Sie hat zentrifugale Tendenz in sich, welche die sozialen Genossenschaften zerreißen könnte. Aber die Gegenwart ist der Persönlichkeit Hetäre weit günstiger als der Persönlichkeit Mann. Recht und Moral sind auf die polygame Natur der Hetäre zugeschnitten und zwingen den polygam veranlagten Mann zur Widernatürlichkeit der Monogamie. Der tägliche Ehebruch des Weibes findet genügend viele Rechtstitel und sittliche Möglichkeiten, gesellschaftlich einwandfrei zu bestehen; dem Mann legt die Gesellschaft für den Ehebruch moralische und materielle Verantwortlichkeit auf. Sie geht soweit, von ihm noch dann die Wahrung sittlicher und finanzieller Rechte der Gattin zu fordern, wenn die Ehe überhaupt nicht mehr existiert, wenn sie, als eine Täuschung rascher Augenblicke, geschieden werden mußte. Dieser feminine Akzent des Rechtes und der Moral fällt dem stärker ins Ohr, der erkannt hat, daß der polygame Charakter des Weiblichen niemals die sexuelle Sphäre überschreitet, der polygame Charakter des Mannes gewöhnlich geistiger Natur ist.

Kein Weib ist nur Mutter, wie keines nur Hetäre ist. Gibt es doch kaum einen Mann, der nur männlich, kaum ein Weib, das nur weiblich empfände. Die Grenzen fließen. Ja, jene Geschöpfe, die auf den Grenzen scheinbar streng gesonderter Gebiete stehen, sind die interessantesten.

Der Ehefeindschaft der emanzipierten Frauen steht die des Mannes gegenüber. Nicht jene des bloß körperlich als Mann zu bezeichnenden, welcher im Troß der nach dem Kinde Gierigen und um die Schwängerung Betrogenen läuft, — nein die des Ich-Unbeugsamen. Es mag Männer geben von zentripetaler Veranlagung, denen unter den Weibern die Mütter entsprechen; die wahren Mütter, die Mutter der Gracchen, die Mutter Goethes und die Feuerbachs. Es sind das die dorischen Männer, die Männer

der Ritterorden, die in Reih und Glied marschieren. Stark, aber immer sich bewußt des Zusammenhanges mit den anderen, den ihnen an Stärke Gleichen. Es gibt Männer von zentrifugaler Tendenz. Kometen, deren Flug die schönsten Sterne des Nachthimmels verlöscht, wilde Feuerbrände, die Wälder und Steppen nach jahrzehntelangem Friedensschlummer zu Asche brennen, bleiche Lichter, die plötzlich auf den nächtlichen Wegen stehen und den Wanderer in den Tod locken. Lionardo und Michelangelo gehören so gut zu ihnen wie Alkibiades und Hannibal, wie Lenau und Chopin. Den Mann macht zum Feind der Ehe der Durst nach Freiheit. Sei es der Freiheit des dorischen Mönches, sei es der Freiheit des jonischen Künstlers. Bekämpft das Weib die Ehe, um den Akt der Begattung zum heiligen höchsten und zwar sozialen Symbol zu erheben, wünscht der Mann durch seine Gegnerschaft den Akt auf dessen Bedeutung als Mittel zu reduzieren. Als unvermeidliches Mittel zur Erhaltung des spartanischen Männerstaates, welches Ziel Plato im Auge hatte, oder als Mittel der Anregung seiner künstlerischen Neugier.

Die Gegenwart ist stark geschlechtlich betont. Es schleicht durch sie der Duft und Rausch des weichen langen Haares und beugt die Nacken auch der stolzesten Männer unter die süße Last des Frauenfußes. Die Zeit hat die Wollust des Endes. Dem feminin niedertaumelnden Athen setzte Plato das Ideal des dorischen Asketenstaates entgegen. „Zerreißt die Familienbande. Besinnt euch auf euch selbst". Plato, der dionysische Künstler, wollte nicht die Lieblichkeit des Frauenleibes zerstören; doch er wünschte, daß der Mann von seinen Gelenken die Ketten streife, die, aus den Haaren der Frauen geflochten, deren freies Spiel verhindern.

Das Mirakel des Blutes /

von Otto Zoff

An jenem Tage des Jahres 1500, da in Perugia das erlauchte Haus der Baglionen einer ſchändlichen Verſchwörung beinah bis auf den letzten Mann zum Opfer fiel, fühlte auch Griſonetto die Stunde gekommen, ſich an ſeinem gehaßteſten Feind zu rächen. Es war noch früh an der Zeit, als er aus ſeinem Hauſe trat, und eine ungewohnte Kühle ſtrömte ihn an, die aber ſeinen glühenden Haß nicht dämpfen konnte. Vielmehr ſchüttelte er nun die letzte Trägheit von ſich. Raſchen Schrittes ſtrich er längs der Häuſer hin, die noch mit Maizweigen und grünem Efeu behängt waren, weil ja alle Feſtlichkeit durch das Entſetzen ein zu plötzliches Ende gefunden hatte. Dieſe Reſte eines jubelnden Ueberſchwanges erinnerten Griſonetto nur aufs neue der Untreue ſeiner Madonna Zenobia und daß es dieſer Knabe Vittorio ſein müſſe, dieſes fratzenhafte Lammsgeſicht, der ſie ihm genommen. Wie ihm nur dieſer Name Vittorio durch das Herz zuckte, ſchlug ihm ſchon das Blut in den Schläfen und er ſah alles dunkel vor ſich hinſchwimmen. Wie er wieder zu Beſinnung kam, bemerkte er mit einem Grinſen, daß ſeine Hand im gleichen Augenblick, gleichſam ſchon gewohnheitsmäßig, zum Dolch gelangt hatte.

Die Straßen belebten ſich nach und nach. Ueberall fanden ſich Gruppen ſcheu zuſammen, man ſorgte, ein leiſes Reden zu führen, und fürchtete von jedem Vorüberkommenden Verrat oder Botſchaft eines neuen Mordes. Bei Santa Croce ſtellten die Fleiſchhauer wieder ihre Buden auf, die man des Hochzeitszuges wegen niedergeriſſen hatte, und es gab ein großes Getöſe von niederfallenden Hämmern, vom Gepolter des Holzes und von den vielerlei Zurufen der Arbeitenden. Griſonetto mußte laut auflachen, da er an die

jähe Wendung der Dinge dachte. Aber wie er schon weiter wollte (denn es hielt ihn nirgends, und seine Unruhe wuchs von Minute zu Minute), sah er Vittorio gerade in eine Seitengasse einbiegen. Mit einem Mal wurde er völlig ruhig. Wie er diesen ahnungslosen schlanken Jüngling vor sich hingehn sah, mit diesem leisen, ein wenig sich gefallenden Wiegen des Oberkörpers, das er so gut — oh viel zu gut — an ihm kannte, war es ihm nur, als hätte er ein Geschäft zu besorgen, dem der Erfolg sicher sein mußte. Er folgte, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Und als Vittorio abermals in eine Nebengasse einbog, die ganz eng und noch tief im Schatten hinführte, beschleunigte er seinen Gang. Der Schritt des Vorangehenden schlug nun scharf an sein Ohr. Und wie nun Vittorio eine kleine Bewegung machte, als wollte er sich umwenden, war er ihm schon zu nahe, als daß er die Wallung seines Blutes noch länger hätte bändigen können. Er stürzte schnell vor und schrie „Vittorio", und hatte ihm schon den Dolch über die Schulter hinweg in die Brust gestoßen. Wie nun der Getroffene hinfiel, ohne Regung, ohne einen letzten Aufruf seines jäh sich verdunkelnden Lebens, wie er einfach hinfiel, kein Seiender mehr, nur mehr Gegenstand, nur mehr ein Gewicht ohne Sinn, ergriff Grisonetto die Raserei des Triumphes. Er stürzte über den Toten hin, riß ihm das Gewand auf, riß den Dolch aus dem noch warmen Leib und zwängte seine Hand in die Wunde, daß ihm das Blut bis ins Gesicht spritzte. Dann riß er das Herz heraus und biß gierig hinein. Und warf es fort.

Schon eilte er weiter. Es galt nun, Madonna Zenobia die Botschaft zu überbringen. Er bemerkte nicht, daß man überall von ihm zurückwich. Und erst, als jählings eine Frau vor ihm zurücktaumelte, ganz nah vor seinem Gesicht mit einem gellenden Aufschrei des Entsetzens, fand er sich wieder. Er hielt still und schaute, mit blöden Augen, um

ſich und da ſah er dieſe Frau noch immer daſtehen, mit zerriſſenen Augen, und dort noch eine und dort noch Männer und Kinder und alle blickten ſie ängſtlich zu ihm hinüber. Er ſchaute betroffen an ſich nieder und bemerkte ſeine blutigen Hände und in der linken Hand hielt er noch den Dolch. Er erſchrak. Aber man trat nicht an ihn heran, in dieſen Tagen war jedes Geſetz und jede Erinnerung daran verloren gegangen. Das bemerkte er mit Genugtuung; und wie er ſich nochmals umſchaute, fand er ſich auf dem Platze von San Lorenzo. Nun lächelte er und ſchritt ſchnell auf den Brunnen zu, wuſch ſich die Hände von Blut rein und wiſchte es auch von den Aermeln und vom Mantel fort. Jetzt erſt bemerkte er, daß ihm ein fremder Geſchmack auf der Zunge geblieben war, und wie er ſich zum Waſſerſpiegel neigte, erblickte er um ſeinen Mund einen Streifen Blutes. Während er, niedergebeugt, ihn wegwuſch, erinnerte er ſich mit einem verklärten Aufleuchten des ganzen Geſichtes, daß er ja in das Herz ſeines Feindes gebiſſen hatte: als hätte es aus dem Tod in einen noch tieferen fallen müſſen.

Und wie er ſich wieder aufrichtete und weiterſchritt, dem Hauſe der Zenobia zu, und wie ihm die Leute mit zuſammengeſteckten Geſichtern nachſtierten, war ſein Schritt leicht, als wäre alles Schwere des Körpers von ihm weggeſchwunden. Er ſelbſt freute ſich über dieſe wollüſtige Friſche, die ſeinem Blut kühl tat, und es kam ihm vor, als müßte es ihm auch ſchön anſtehen, den Oberkörper galant zu wiegen, wie es Vittorio ſo trefflich verſtanden. Mit einem Mal glaubte er, er ſpaziere wirklich ſo knabenhaft geckiſch dahin wie dieſer. Aber er lachte ſich natürlich aus. Seine Laune war hochgeſtiegen. Und als er die treuloſe Schöne ſchon von der Weite erblickte, wie ſie mit einer nachläſſig müden Weichheit in der Haltung aus dem Fenſter ſchaute, ſprang ihm der Triumph alſo in die Kehle, daß er nach Atem ringen mußte. Sie war bis zum Hals in ſtrahlende gelbe

Seide gekleidet und lange Schnüre von Perlen schlugen sich vielfach um ihre Brust, lagen in ihrem Haar, fielen ihr in den Nacken hinab. Sie war schöner denn je. Grisonetto bemerkte, wie sie bei seinem Anblick erschrak, worauf er nur ein breites Grinsen fand. Und vor ihrem Haus stehen bleibend, rief er ihr, die Arme in die Lenden aufgestützt, seine Tat hinauf. Aber wie sehr erstaunte er, als sie keineswegs von seinen Worten getroffen schien. Vielmehr blieb sie bei dieser Schreckensnachricht ganz ruhig, ja, nach einer Weile, umzog ihr Antlitz ein Lächeln, das ihn so wundersam berauschte, daß er kein Wort mehr hervorbrachte. Nun bat sie ihn mit aller Liebe, er möge sie doch besuchen, und er gehorchte, zwischen Erstaunen und Neugierde schwankend. Wie er in die Tür des Saales trat, schritt sie ihm entgegen, mit diesem weichen, verschwommenen Gang, um den die Seide rauschte. Ihr Blick glänzte feucht. Und als er es ihr nochmals verkündete, daß er den Vittorio, mit dem sie ihn betrogen, umgebracht hatte (weil er dachte, sie könnte ihn vielleicht nicht richtig verstanden haben), fiel sie ihm in die Arme. Sie verstünde es nicht, daß sie ihm jemals hatte Untreue bezeugen können, er wäre viel schöner, als Vittorio es je gewesen, nur Verblendung hätte ihre Augen schlagen können. Und wieder von ihm zurückweichend, schlug sie die Hände zusammen und betrachtete ihn mit trunkenen Blicken. Und rief: „Vittorio war jung, aber du bist viel jünger! Vittorio war süß, aber du bist viel süßer!“ Und wieder stürzte sie ihm zu, warf sich aufjubelnd an seinen Hals, und ihren Mund nach seinem Gesicht drängend, bedeckte sie es mit zahllosen heißen Küssen.

Zuerst schien es Grisonetto, dies alles geschehe in einem Traum. Sie hatte ihn in früheren Tagen allzu oft einen Plumpen, Alternden, Langweiligen gescholten, als daß er sich jetzt nicht daran erinnert hätte. Er konnte sich doch nicht verändert haben. Da müßte (und er lachte laut auf

über dieſen Spaß) das Blut des Feindes, das er heute getrunken, in ihm weiterleben. Und er riß Zenobia an ſich, immer wilder lechzend. Sie ächzte, ſich an ihn drängend, gierig auf, mit weit zurückgedrängtem Geſicht; und ihre Zähne ſchimmerten. Aber wie er ſich nun dieſem Geſicht nachbeugte, wußte er mit einem Mal, daß ihn nur mehr die eitle Luſt nach dieſem Weibe dränge, keine Liebe mehr. Während er ſie mit beiden Armen aufhob und zum Bett trug, brach inmitten aller Leidenſchaft Haß auf. Er wußte, daß er ſich auch an ihr rächen müßte. Und wie ſie dann vor ihm lag, ein leiſer Körper in der ſchweren Goldſeide, zog irgendwo, irgendwo in einer unermeßlichen Ferne, die Ahnung ſeiner zertretenen Liebe vorbei. Da er ſich über die Verlangende warf, war es ſchon wieder vergeſſen und nur dieſe enorme Wucht von Luſt ſchlug, wie mit rauſchenden Flügeln, über ihn zuſammen.

Als er ſich ihren Armen entrang, fiel er zurück und lag atemlos. Sie beugte ſich über ihn, legte ihren Mund auf den ſeinen. Da fühlte er, mit einem jähen Aufſchlag des Herzens, die Stunde der Vergeltung in ſeiner Hand. Er griff nach dem Seſſel, wo ſeine Kleider lagen, und hielt mit einem Mal den Dolch über ſie hin. Sie lachte über den Spaß. Aber wie er nun den Dolch niederſtieß, ſteil in ihre Bruſt, fand ihr Geſicht noch zu einer gräßlichen Verzerrung des Entſetzens, fand ihr Mund noch zu einem letzten Schrei, der ſchnell wieder in der Kälte des großen Raumes zerbrach. Dann fiel ſie zurück. Griſonetto beugte ſich trunken über ſie hin, und während dieſes Leben ſich noch in das Sterben hinſtreckte, hatte er, geführt von einem ihn dunkel mahnenden Bild, ſchon ihre Wunde mit beiden Händen aufgeriſſen, das Herz dem Leib geraubt und hielt es nun, für Augenblicke, vor ſich hin. Dann, mit einem ſchnellen Ruck, biß er hinein und ſpürte, ſüß berauſcht, dieſes fremde, frauliche, heiße Blut in ſeine Kehle ſpringen.

Dann aber richtete er ſich haſtig auf, kleidete ſich an, wuſch Hände und Geſicht und verließ, noch einen letzten, doch wenig gerührten Blick auf die Tote werfend, das Zimmer. Wie er die Stiegen hinabſchritt, ſchien es ihm, als ob er ſehr ermüdet wäre. Er fand es merkwürdig: denn erſt wenige Stunden des Tages waren vergangen. Die Gaſſe zurückwandelnd, konnte er ſich, trotz allem, dieſes Gefühles nicht mehr erwehren: als wäre ſein Leib in eine große Weichheit aufgelöſt. Das erinnerte ihn an Zenobia: auch ſie war weich und müd einhergegangen. Dieſer neuerliche Spaß gefiel ihm, er ſchlug eine unbändige Lache auf. Aber immerhin: er verlangſamte ſeinen Gang. Er machte ganz kleine frauliche Schritte. Der Mittag war in der Stadt, die Hitze ſtrahlte von den weißgetünchten Faſſaden. Nur wenig Volk zog dahin. Auf San Lorenzo hockten die Arbeiter unter der Loggia, im Schatten, und ſchliefen, gegen das Haus gelehnt. Griſonetto hätte ſich am liebſten bei ihnen niedergelaſſen; ihm ſchien die Hitze unerträglich. Ihn ärgerte ſeine Trägheit, die er unerklärlich fand. Da hörte er Pferdegetrampel hinter dem Rücken. Wie er ſich umdrehte, war es Baldaſſare Scipione, der, in voller Rüſtung, hoch und leuchtend, auf ſeinem Schimmelhengſt einherritt. Dieſer Baldaſſare, ein Schlachtenheld, kam nicht oft in die Heimatſtadt, ſich von ſeinen Abenteuern auszuruhen. Auch erzählte man von ihm, daß er den Weibern durchaus abgeneigt ſei und für ſeine Liebesſtunden ſich lieber mädchenhafte Knaben werbe. Griſonetto bog (er hätte nachher nicht ſagen können: warum) mit einer gewiſſen Eile in eine Nebengaſſe. Da fühlte er, ohne ſich umzudrehen, daß der Baldaſſare ſich auf ſeinem Sattelſitz nach ihm wandte und ſeine Geſtalt mit den Blicken umfing. Unter dieſen Blicken ſtieg Griſonetto das Blut ins Geſicht und er erglühte wie ein Mädchen am ganzen Leib, mit einem vollends ohnmächtigen Willen.

Markus Durr / von Hermann Koch

Kurz nach Mitternacht ging Durrs Lampe aus. E. A. P.'s „Heureka" lag aufgeschlagen auf dem Tische. — Er hatte gar nicht mehr gelesen. Ein Wort, das da und dort in das Bewußtsein drang, dirigierte nur wenig die Denkrichtung.

Lange konnte das Siechtum der Flamme nicht mehr dauern . . .

Er saugte und zerkaute einen Gedanken: Vinci und Poe waren eins. Unsägliche Klarheit! Leonardo da Vinci — Gestern hatte er Johann geschrieben: „Man hebt sich widerrechtlich auf das Niveau eines Großen und nennt dies — Verehrung". — Also da Vinci war die Jugendform des Vinci-Poe. Es war nur ein Einziger. Rassen gibt es keine — oder war Leonardo der Germane und Poe der Romane?

Einst hetzte Vinci-Poe wie wahnsinnig der Wahrheit nach, dem Wissen — und dann wurde er müde: Heureka! Spekulation ist alles, alles. Nur das, was er denkt, ist Wahrheit, nichts anderes. Wahrheit, die sich mit den Hilfsmitteln verändert, ist keine Wahrheit. Flog er nicht mit einem Ballon aus Zeitungspapier zum Monde? Und in seiner Jugend baute er Maschine um Maschine und flog nicht.

Immer war er ein Anachronismus. Und Vinci-Poe liebte Narcotica. „Dieses Tier trinkt!" Sie warfen ihn in den Kot und die Kommerziellen etablierten sich mit seinen Abfallsprodukten. Die anderen sagten: „Ein ganz eigenartiges Genie, er überragt alle, Edgar Allan Poe, selbst Georg Ochsenfrosch."

Die Flamme war gestorben.

Ganz wie vor langer Zeit stieg der Gedanke auf: Warum sollte ich durch mein Wollen zum Größten aller Menschen werden . . . Er ging zu Bett. Wie konnte eine Hypertrophie zum Ziele und zur Sehnsucht werden! Was ist Größe, Ihr

Infusorien? . . Doch auf keinen Fall so bleiben. Er erinnerte sich vor kurzem ein paar Zeichnungen im Zimmer aufgestellt zu haben. Ihm war alles grauenhaft komisch — alles so fremd. Dies alles sollte er gemacht haben! Er sah sie lange an und da fühlte er, daß da hinter jedem Bilde einer saß. Dort und hier. Goya, Beardsley, Odilon Redon, Kubin. Keiner sprach etwas, aber alle bewegten in gleichem Rhythmus den Mund: „Markus Durr, Markus Durr, du existierst nicht, existierst nicht . . ."

Er wütete, wenn ein Kritiker sagte, er habe sich „angelehnt". Diese Wut war begreiflich, seine erste Leistung, er war damals vierzehn, war ein Plagiat.

Er lag einige Minuten ganz ohne Gedanken, dann kamen diese in Massenzügen.

Ganz einfach: diese Größengedanken wollte er projizieren. Er war von tausend Gestalten und tausend Möglichkeiten umgeben.

So:

Von der Erde sah man deutlich ein Segment. Er selbst war mit seiner Sehnsucht allein. Er streckte die Arme nach den Sternen aus und bekam sie. Er war ganz klein, seine Arme dehnten sich, es waren zwei Fäden, die sich von dem winzigen Körper in den Himmel zogen. Er bekam etwas zu fassen. Aha, der Schweif eines Kometen. Er hatte Angst, der könnte reißen und die Ekliptik schien ihm sicherer. Unmengen von Menschlein sahen zu. Sie waren, als hätte Callot sie gezeichnet. Und er war wirklich über den Menschen, er bemerkte erst jetzt, daß diese langen Arme aus Kautschuk waren, bald war er auf dem Niveau der Menschen, bald hoch über ihnen — — So oft er oben war, kitzelten ihn angenehm die Haare der Jungfrau. Sie glänzte kreidig wie der Mond und die Spica saß gerade auf dem Nabel. Manchmal schnappte sie mit den Lippen nach ihm. Stefanie —

Er fuhr auf. Das Zimmer war schwarz, nur die Fenster hoben sich als viereckige Lichtflächen ab.

Er wollte einschlafen. . . . . den Himmel wollte er weiß machen, den Mond, die Sterne als schwebende Körper . . . Er wollte ja nicht denken, bloß schlafen. Ganz hell, weit, weit die Sonne . . . .

Er warf sich herum. Drei Minuten lang dachte er nicht. Da hörte er wie jemand zu ihm sprach — er war wach und träumte schon. Das nannte Prof. Sigmund Freud . . .

Aaah! Er begann jetzt zu zählen. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, eins, zwei, drei, er muß so lange zählen, bis er schläft. Eins, zwei, drei . . Er war müde, es konnte nicht mehr lange dauern, jetzt, — er zählte ja gar nicht — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs . . Langsam wird sich das Bewußtsein auflösen, er wird nichts wissen, nichts fühlen. Das wollte er ja nicht. Und er war wieder ganz wach. — — Am Morgen dachte er, daß ein marasmatischer Greis Aehnliches denken müsse.

Wenn nicht, auch gut. Er stand auf, setzte sich zum Tische. Nicht lange und sein Kopf fiel vornüber. Da ging er wieder ins Bett. Ganz regungslos lag er da, aber schlief nicht. Sein Kopf war irgendwo in einer Grube, tief unten, tief . . . Er fühlte Schmerzen im Nacken. Ueber das Pflaster polterte ein zeitlicher Wagen. Schon früh! Er stand wieder auf und sah auf die Straße hinab. Es war finster, vielmehr eine ganz eigenartige, frostige Mischung von Hell und Dunkel füllte die Straße. Gegenüber stand eine übernächtige Laterne und warf große Schattenringe auf das Pflaster. Ihm war, als wäre er auf dem Monde, dort schwebte die Erde . . .

Er war auf irgend eine Weise wieder ins Bett gekommen und schlief. Knapp vor Morgen kam er nochmals auf, schlief aber dann in den Vormittag hinein.

Die Sonne weckte ihn.

Er war auf und trank Tee. Auf dem Tische lagen noch die Bücher. Poe, das Traktat von der Malerei . . . Er schob sie in den Kasten. Eine schlaflose Nacht also und diese hatte ihm das Projekt eines Bildes bereitet, das, wie er jetzt fand, gar nichts war, gar nichts. Er lachte, nahm ein Blatt und versuchte zu skizzieren. Es kam aber nichts heraus, er konnte sich überhaupt nicht mehr recht erinnern. Er fuhr nervös mit dem Stift herum, kratzte einige Larven hin, bohrte gedankenlos Löcher hinein, dann knüllte er das Papier wütend zusammen und warf es in den Ofen. — Er machte ein paar Striche auf eine unfertige Platte, die ob glänzend oder mittelmäßig vom Publikum und Ihren Schutzgöttern nach der Geburt ignoriert werden wird.

Von unten herauf ertönte jetzt das gewohnte Halooh der Schuljungen, was ging denn ihn die Zeit an! Wie die Kinder rannten! Man begreift, daß die Menschen diese Zeit, in der sie nicht zu denken brauchten, als die glücklichste ihres Lebens preisen: Selige Kinderzeit . . . Die Straße sah gar nicht mehr nach dem Monde aus.

Wenn er jetzt, irgendwie und aus Langeweile versuchen würde zu ergründen, wie man sich ohne Kopf fühlt, würden sie alle der Meinung sein, daß sie das was anginge —: „Der dreiundzwanzigjährige Zeichner Markus D. wurde heute mit durchschnittener Kehle tot aufgefunden. Eine momentane Geistesstörung . . .“

— — — — Er begann sich in die Geschehnisse eines Romanes zu vertiefen.

Eine Viertelstunde später rief der Portier ihn zum Telephon.

„Ja, ja, Herr Maier, die Illustrationen zum Lukian nähern sich dem Ende. Ja, ja, ja, ja.“

*

Am Nachmittage, als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, er wollte hinab in die Praterauen, erschien sie. Ein-

fach: ſie. In den Gedanken nannte er ſie nie anders. Und ſie fuhr mit.

Es war Oktober, windig, der Himmel fleckig-grau aquarelliert. Sie ſtiegen in einen Tramwaywagen und ſchwiegen.

Plötzlich fragte ſie ihn, was ihn zum Lachen reize. Er hatte doch gar nicht gelacht. Er ſah ſie an: ſie ſchien guter Laune. — Sie war gut gekleidet, man merkte nie, daß ſie ſich antimodern trug. Er vermutete, daß ſie viel Geld beſaß.

Begonnen hatte es ſo: Er war ihr vorgeſtellt worden. Irgendwo. Er ſprach nicht gerne, da es aber nicht anging zu ſchweigen, begann er tollkühn die Unterhaltung. Aber mitten darin brach er ab und ſah ſie mit wunſchvoll erweiterten Augen an, ſie lachte und ſagte „Ja."

Mit unbedingter Ehrlichkeit ging es weiter. Er ſagte ihr, er könne nicht anders, ſie tat mit Freude mit: Endlich etwas Neues! Sie hieß, glaubt er, Stefanie. Man rief ſie aber Steffi. Er kürzte noch weiter und ſagte: Fi! Selten zog er das i in die Länge.

War er bei ſehr elender Stimmung, nannte er ſie einfach: Apendix einer Vertiefung. — Der Verkehr war ganz phraſenlos. Durr machte es Spaß ihn ehrlich zu finden, und ſie faßte ihn als Experiment zum Beweiſe ihrer Akkomodationsfähigkeit auf.

Sie war ganz ehrlich. Wollte ſie etwas, dann ſagte ſie: „Durr, ich bin libidinös." Das war ſie häufig. Als er einmal nicht mitſpielen wollte, frug ſie, ob ſie zu Fritz gehen müßte. Durr lächelte und ſie ging, doch nicht zu Fritz . . . . .

Jetzt mußten ſie ausſteigen.

Sie gingen über den Donaukanal und dann den dunkeln Herbſtbäumen zu. Ueberall war Feuchtigkeit, waren Tümpel.

„Warum kamſt Du?" Fi hob die Achſel, Durr ſagte: „Gut." Sie wich ſorgſam den Lacken aus, er ſtieg hinein. —

Sie sprachen Gleichgiltiges. Er mußte ihre Fragen nach dem Stande diverser Arbeiten beantworten, bis der Wind ihnen das Sprechen verbot. — Neben ihnen zog sich ein langer Teich hin, den der Wind zackte. Dunkel, scharf umrissen stachen ein paar hohe Bäume in den wolkenblauen Himmel.

„Wie kommt es, daß Du der Einzige bist, von dem ich Wiedergaben dieser Praterstimmung kenne?"

„Nein, Waldmüller, die Tina Blau . . ."

„Du kennst mein Vorurteil Frauen gegenüber."

Ja, das kannte er, wußte auch, was kommen mußte.

„Ueberhaupt, groß ist bloß die Käthe Kollwitz, die ist doch aber durchaus viril, nicht? Weininger . . ."

Durr lachte, sah sie an und sie mißverstand ihn.

Lachend: „Du doch wissen, daß ich das nicht bin . . ."

Er wußte, daß sie das Mißverstehen simulierte. Sie karikierte das Verhältnis. Sie brachte ihn dazu, daß er ihr gegenüber von ihr nur das Schlechteste sprach. Wollte er ins Allgemeine flüchten, zitierte sie Möbius und Weininger . . . Wie bereute er seine Extravaganz. Das war eine Satire. Und da mußte er mitagieren. Modiö! Und sie lächelte die ganze Zeit mit spottenden Mundwinkeln.

Vor ihnen lag wie ein Pfeil die große Allee. Ein einsamer Wagen fuhr vorbei. — Drüben lag ein verwesendes Wasser und einige stachelige Sträucher rochen dazu. Die Binsen waren in nervöser Bewegung. Was so schnarrte, waren Raben.

Sie gingen geradeaus, durch Meere von Schilf . . . . Dschungel in Oktoberstimmung.

Weshalb sprach sie nicht, das sah ja aus, als wäre sie in Naturgenuß versunken.

Da erzählte Durr von Virginia Clemm.

Es wurde finster, der Wind noch heftiger.

Lady Ligeia!

Ganz wie zufällig hatte sie seine Hand genommen. Und dann begann der Himmel zu tropfen. — — —

Sie standen wieder auf der Plattform eines Straßenbahnwagens. Es regnete nur leicht und der Wind umarmte sie. Immer dieses Metallsignal! Auf dem Pflaster floß Licht, rotes und gelbes . . . .

Menschen zu beiden Seiten, Schirme und Hüte.

Sie ging mit in Durrs Wohnung. Sie zündete Licht an, hantierte und währenddessen sprach sie zu Durr, der wort- und gedankenlos dasaß.

„Was hast du, du bist bleich!"

Wollte sie zeigen, daß sie uneigennützig war, sie verließ ihn — und drückte nur seine Hand.

Jesus der Auferstandene / von Fritz Lampl

Kniee nieder, süße Magdalena,
Küsse meinen Mantel, der voll Staub ist:
Staub liegt auf dem Berge Golgatha.

Viele werden meine Straße wandern,
Viele werden köstliche Leiden tragen
Und auf ihren Schultern wird mein Schmerz sein.

Ihre Kreuze stehn auf allen Bergen,
Doch ihr Blut ist nur in meinem Blute
Und ihr Wort hat Kraft von meinem Wort!

Kniee nieder, süße Magdalena,
Weine nicht, ich bin noch nie gestorben! —
Küsse meinen Mantel, der voll Staub ist,
Magdalena.

Abendmuſe / von Georg Trakl

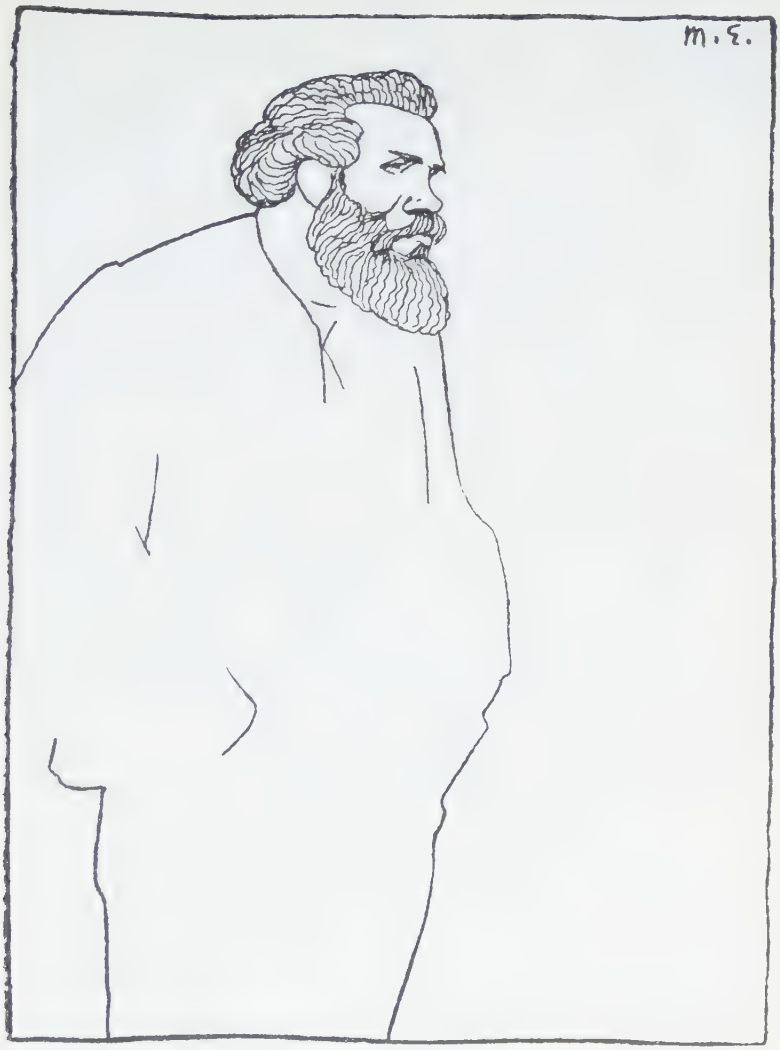
Ans Blumenfenſter wieder kehrt des Kirchturms Schatten
Und Goldnes. Die heiße Stirn verglüht in Ruh und Schweigen.
Ein Brunnen fällt im Dunkel von Kaſtanienzweigen —
Da fühlſt du: es iſt gut! in ſchmerzlichem Ermatten.

Der Markt iſt leer von Sommerfrüchten und Gewinden.
Einträchtig ſtimmt der Tore ſchwärzliches Gepränge.
In einem Garten tönen ſanften Spieles Klänge,
Wo Freunde nach dem Mahle ſich zuſammenfinden.

Des weißen Magiers Märchen lauſcht die Seele gerne.
Rund ſauſt das Korn, das Mäher nachmittags geſchnitten.
Geduldig ſchweigt das harte Leben in den Hütten;
Der Kühe linden Schlaf beſcheint die Stallaterne.

Von Lüften trunken ſinken balde ein die Lider
Und öffnen leiſe ſich zu fremden Sternenzeichen.
Endymion taucht aus dem Dunkel alter Eichen
Und beugt ſich über trauervolle Waſſer nieder.

(gez. von Max v. Esterle)



Maler Andreas Einberger

Politik / von Carl Dallago

Schon der Name wirkt auf mich wie etwas Unsauberes. Wenn ich, im Walde liegend, vor mich hin sinne — umstanden von stillen Bäumen, Glokkenklänge aus der Ferne hereinsickernd, mannigfachen Vogelsang in der Nähe — und ich nehme das Wort Politik vor, höre ich es wie ein Feilschen und Markten, das die Stille zerreißt, wie Hinterlist, die sich auf Vorteil stürzt, wie Leib gewordene Berechnung, die in der Maske des Geistes einherstolziert, um zu Gewinn und Ansehen zu kommen. Politik ist Schacher: das steht fest. Und wenn ich heute aus meinem Waldfrieden heraus mich diesem Schacher nähere, ist es nur, um sein Wesen allen Menschen noch ferner zu rücken.

Politik: wie unsanft schon das Wort das Empfinden berührt! Politische Menschen: im allgemeinen werden darunter Leute verstanden, die zu ihrem Vorteil zu kommen verstehen. Das Wie ist Nebensache, es spielt nirgends eine Hauptrolle. So kommt es, daß dem Politischen Unsaubres anhaftet, etwas, das nach üblem Krämertum riecht. Das Politischsein dieser Art aber hat seine Herleitung vom Politischsein der staatsklugen Art. Und man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, daß es üble Erfahrungen, die das Volk mit seinen politischen Vertretern machte, waren, die politischer Betätigung jenen üblen Sinn hinterließen. Solche politische Vertreter des Volkes machen sich allzu oft als gemeine Krämer fühlbar: sie handeln mit Staats-, Volks- und Parteiwohl, mit Gesetz und Ordnung wie mit Waren. Und wie bei allem üblen Krämertum kommt die Güte der Dinge erst in zweiter Linie in Betracht: um sich die Kunden zu erhalten. Erstes ist: zu seinem Vorteil zu kommen. Es erhellt genug die Fragwürdigkeit der Politik.

Die Abneigung in einem gegen Politiker, gegen Leute, die

aus der Politik ein Geschäft machen, wäre demnach begründet. Man spürt eben das Faule am Grunde ihres Tuns heraus. Schon das Wenige meiner Erfahrung erbrachte mir hier Belege. Im politischen Hader, der in meiner Heimat oft genug zwischen Deutschtum und Welschtum umgeht, sind die ärgsten Schreier gewöhnlich ein Gemengsel von Geschäftssinn und Beschränktheit. Freilich ist Nationalpolitik an sich schon ein Beschränktes. Denn wo sie der Nation Wachstum bringen soll, darf sie das Menschliche der Nation nicht unterbinden durch nationales Begrenzen von außen her. Das tauglich Nationale liegt bereits begrenzt in der Art; die saugt es sich vom Boden auf, dem sie entsprossen ist. Doch derartiger Politik gehört hier nicht mein Verweilen. Das strebt zum politischen Hauptthema vor: zur Bewertung von Krieg und Frieden.

*

So wenig ich Zeitungen lese, so war es doch diesmal ein Feuilleton von Hermann Bahr in der „Neuen Freien Presse", das mir das Thema „Politik" zur Behandlung aufdrängte. Denn der Eindruck des Gelesenen auf mich war: Die Zeitung trägt Bahr und Bahr trägt die Zeitung in sich; das Zeitungsmäßig-Politische geht in ihm verheerend um. Sonst wäre ihm dieses Pathos hohlster Schwatzhaftigkeit nicht so geläufig; seine fünfzig Jahre müßten es ihm verbieten. Er feiert Bertha von Suttner und ihren Mut, feiert den Frieden und kriegerische Menschen, die den Frieden tun. „Das ist es, was wir brauchen. Nicht unkriegerische Menschen, sondern Friedenstäter. Unkriegerische Menschen haben wir die Menge. Und wenn sie nun die Berta von Suttner an der Arbeit sehen, sagen sie: ‚Das wissen wir ja schon, es ist immer wieder dasselbe!' Nein, das wißt ihr nicht, ihr wißt es noch immer nicht! Und es ist nicht dasselbe! Ihr habt Angst vor dem Krieg. Angst ist keine Weltanschauung. Angst schafft nichts, Angst ist

leer, Angst duckt sich und läßt geschehen. Die Suttner aber hat Mut. Sie traut sich zu, die Lebensart der Menschheit umzuformen. Sie will, daß die Welt, die bisher den Gewalttätigen gehörte, fortan den Friedenstätern gehören soll. Ihr stellt der Gewalt nur eure Schwäche gegenüber, sie setzt eine neue Kraft gegen die alte. Ihr seid hilflos, sie will helfen. Ihr wagt nichts, sie wagt es, die Leidenschaft der Menschheit, die ihr austrocknen wollt, angestaut auf ein höheres Ziel zu richten."

Posaunenstöße, die einen umwerfen sollen. Wo das nicht gelingt, widerhallt die Leere des Wortschwalls in einem: „Die Leidenschaft der Menschheit angestaut auf ein höheres Ziel richten" — „sie traut sich zu, die Lebensart der Menschheit umzuformen" — „die Suttner hat Mut"! — Sich etwas zutrauen, dem man nicht im geringsten gewachsen ist, dem kein Mensch gewachsen ist: ist das löblicher Mut? Die Menschheit ist ein Etwas, darin Leidenschaften von tausendfachen Zielen, und niederste und höchste Lebensart immer Platz finden. Wie soll man da die Lebensart umzuformen, die Leidenschaft angestaut auf ein höchstes Ziel zu richten vermögen? Dessenungeachtet preist man das, wie es scheint, mangelhaft Geschriebene einer Frau an, weil es angeblich solches wagt. Kann man den Mund voller nehmen? — „Sie hat nun wieder einen neuen Roman geschrieben . . . ‚Der Menschheit Hochgedanken'. Die meisten heutigen Romane sagen nichts, aber mit außerordentlicher Kunst. Bei ihr ist es umgekehrt . . . Sie wirkt unmittelbar, . . . es kommt ihr weder auf die Handlung, noch auf die Zeichnung, nicht einmal auf die Prägung ihrer Gedanken an". —

Zu sagen, worauf es Bertha von Suttner ankommt, bleibt uns Herr Bahr schuldig. Dafür leitet er seinen „Friedenstäter" vom griechischen Evangelientext ab (den ich nicht nachprüfen kann, weil ich kein Griechisch verstehe) und fühlt

ſich dabei im Einklang mit dem Evangeliſten. Nun, Herr Bahr iſt kein Evangeliſt. Und wenn der Evangeliſt den meint „der Kraft hat Frieden zu ſchaffen“, ſo ſind „nicht unkriegeriſche Menſchen, ſondern Friedenstäter“, die Bahr meint, doch wieder etwas anderes. Hier ſpürt man ein Gewaltbrauchen-wollen für den Frieden, dort aber wird eine Macht fühlbar, die alles Gewaltſame ſich verlieren läßt in eine Stimmung des Friedens. Auch gehörte noch niemals die Welt den Gewalttätigen. Gehörte ihnen die Welt, wie wären ſie dann gewalttätig? Und daß die Friedfertigen „das Erdreich beſitzen“ ſollen, dieſe Vorſtellung iſt wenigſtens ſo alt wie die Evangelien; es verträgt kein „Fortan“, das erſt mit einer Bertha von Suttner einſetzt. Und auch Angſt ſchafft, auch Angſt iſt ſchöpferiſch.

Was Bahr von ſeinen jungen Jahren bekennt, da ſein „Hauptvergnügen“ das Raufen geweſen ſein ſoll, macht ſeine Friedensauffaſſung nicht beſſer. Er meint: ſeine Raufluſt wich erſt, als er eine neue Luſt kennen lernte, die nämlich, ſchwachen Menſchen mit ſeiner Kraft auszuhelfen. Mir ſcheint das ein protzig Ungereimtes, und derlei Bekenntniſſe wirken auf mich, als ſeien ſie dem Beſtreben entſprungen, der Offenheit des Bekenners Vertrauen zu werben. Aber Offenſein-können iſt eine Gabe, iſt wie Lauterkeit eine Fähigkeit, die jenen ſelten mehr zuteil wird, die daran gewöhnt ſind, Rollen zu tragen. Ich zähle Hermann Bahr zu dieſen. Und wer den Drang, den Schwachen zu helfen, erſt als „neue Luſt“ kennen lernt, bringt ſich in Verdacht, daß er die Kraft auf ſich ſelber zu ſtehen (falls er ſie je beſeſſen), bereits verloren hat; ſo rückt er dem Frieden als Eigentat ferner. Denn erſt die Kraft, die einem ſelber innerlich aufhilft, läßt einen den Frieden finden. Ein Friede, abhängig von der Nächſtenhilfe, iſt abhängig von der Schwäche des Nächſten. Die Exiſtenz dieſer Schwachen wäre ſeine Vorbedingung. Die Schwachen ſomit noch der

Halt des vermeintlich Starken. Es wäre ein unfreier, ein lahmer Friede. Doch ich denke: Herr Bahr als Samaritaner — eine neue Rolle! Mir scheint es wie ein neues Anklopfen an die Gunst der Zeit: — Politik.

*

Fast zur selben Zeit mit der Suttner-Anpreisung erschien in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (entnommen einem „Konzerttaschenbuch") der Bahr'sche Artikel „Die Mode gegen Wagner", der von einer „Wagner-Industrie" spricht. Ich denke: München und Wien, als die korruptesten Zeitungsplätze, bedürfen der geschwätzigsten Schönredner. Die Kunst Richard Wagner's jedoch braucht keinen Hermann Bahr als Fürsprecher. Die Ueberschätzung Wagners, des schöpferischen Menschen, mußte naturgemäß eine Unterschätzung zeitigen. Deshalb kann man noch nicht von einer Wagner-Industrie reden. Aber Herr Bahr muß sich offenbar dem Bayreuther Kunst-Hof vorteilhaft bemerkbar machen. Denn an sich industrie- und modescheu scheint er mir nicht. Sonst wäre er nicht „Friedenstäter" geworden zu einer Zeit, da Friedenspolitik vielleicht die gangbarste Mode und Industrie ist. Damit sei mein Mißtrauen gegen die ganze Friedensbewegung vorerst kundgetan.

Dieses Mißtrauen setzt ein vor der Art, wie sich die Verfechter der Friedensbewegung bewegen. Diese Art hat vielleicht zur Voraussetzung das Gewahrwerden, daß der Schacher zur Herrschaft gekommen ist. Wenn der überall herrscht, muß er auch den Krieg beherrschen können: konnte man folgern. Und glaubte vorher schon: Geld ist alles! Und übertrug den Schacher ideell auf den Frieden. So war wohl zur Friedensbewegung der Grund gelegt. Demnach wäre sie ein politisches Unternehmen mit dem ganzen üblen Beigeschmack eines solchen. Die sehr vermögenden Leute an der Spitze desselben sprechen nicht gegen solche Annahme. Noch weniger spricht dagegen, daß so manche,

die sich für das Unternehmen einsetzen, zu ihrem Vorteil kommen. Jedenfalls betätigt sich nicht in gleicher Weise wie diese Friedensbewegung der Friede.

Freilich, die maßgebenden Beteiligten sind mir vielleicht unbekannt (da ich unbekannt bin mit den eifrigen Sicherern des Wohllebens und der Gemütlichkeit). Es mögen sich auch Idealisten unter ihnen finden. Doch die Friedensanpreiser, die ich kenne, sind keine Friedensmenschen. Sie hasten und lärmen mit zu großen Worten um die Friedenssache, wie kleine gierige Leute um Gewinn. Auch ist es eigentümlich, wie sich auf einmal die Kultur aller Kriege schämen soll. Bald kräht es jeder Hahn auf dem Mist. Höchste Kulturen aber hatten ihre Kriege. Und der wahre Friedensbegriff verträgt keine Politik.

*

Wenn nach dem deutsch-französischen Kriege beste Franzosen den Krieg mit Haß verfolgten, so galt dieser Haß zunächst den deutschen Eindringlingen und war natürlich. Und bessere Geister, die solchen Kampf beobachtend miterleben, halten sich gerne mehr zum Unterlegenen als zum Sieger. So brandmarkte auch Strindberg, noch unter dem Eindruck jener Ereignisse, den Krieg und hob nur dessen düsterste Schattenseiten heraus. Und Tolstoi, der sich immer mehr zum Verurteiler alles gewaltsamen Tuns auswuchs, mußte dementsprechend immer mehr auch den Krieg als Gewalttat verurteilen. Alles das führt sein tiefmenschliches Empfinden mit sich und folglich seine Berechtigung. Es hat nichts mit Politik zu tun.

Die Friedensbewegung jedoch entspringt einem Mangel an menschlichem Empfinden. Sie empfindet nicht, was Krieg ist: daß der Krieg oft eine Notwendigkeit, eine Notwehr, eine Selbsterhaltung ist, und verunehrt durch ihre Annahme, daß Krieg und Frieden zu erhandeln, zu erschachern seien, beides: Krieg und Frieden. Der Krieg ist wie jede Tat

nicht ein Anfang, sondern eine Folge. Was den Krieg reifen läßt, ist oft ebenso wenig wahrnehmbar wie was eine Tat reifen läßt. Der letzte Anstoß mag gering sein; aber es wäre verfehlt, in ihm die Ursache eines Krieges zu suchen. Der letzte Anstoß ist nur das, was den Stein ins Rollen bringt. Alle Vorbedingungen hiezu: die Lage und Rollfähigkeit des Steines, die schiefe Ebene, selbst die dem Stein zum Stoß sich nähernde Kraft müssen vorher vorhanden sein. Es ist auch dem mächtigsten Menschen der Welt nicht möglich, einen Krieg vom Zaun zu brechen, wenn die Vorbedingungen hiefür nicht geschaffen sind. (Was sich als Ursache eines Krieges sichtbar macht, ist noch nicht Ursache; die Ursachen liegen tiefer, gleichsam in einem nie völlig aufdeckbaren Organismus. Daher sehen wir oft die Entstehung eines Krieges absurdesten Umständen zugeschrieben, immer der Gesinnung des jeweiligen Berichterstatters entsprechend gefärbt, so daß oft widersprechendste Behauptungen zusammentreffen.)

Auch Napoleon erregte nicht den Krieg. Sondern Zeit, Staat, Volk, von allen Fiebern geschüttelt wie ein großer, schwer erkrankter Organismus, bedurften wohl einer rettenden Tat, die alles Kranke zum Ausfluß und in der Folge wieder zur Genesung brachte. In Napoleon scheint diese Tat wie vorbereitet; es zeigt sich eine Kraft in ihn gelegt, als hätten ihn die Umstände gleich vollen Ammenbrüsten eigens für das Kriegführen aufgesäugt.

Und ähnlich wird es immer sein. Die Welt erzeugt keine großen Kriegernaturen, ohne ihnen die Zeit mitzugeben, die solches Tuns bedarf. Und es bleibt ein dunkler intimer Zusammenhang da zwischen jedem Tatgenie und seiner zeitlichen Notwendigkeit, so daß man nie recht weiß: ob so ein Tatgenie von der Zeit oder diese mehr vom Tatgenie angetrieben wird. Soviel jedoch wird klar: daß derartiges Vorhandensein niemals von einer Friedensliga

oder von Friedenskongreſſen gelenkt oder gemaßregelt werden könnte. Wo dieſe etwas auszurichten vermögen, täuſcht nur der Schein einen Krieg vor. Die Bewegungen ſolcher Friedensverhandlungen ſind viel zu platt und plump, um bis zu den Urſachen vorzudringen, die zu Kriegen führen; ihr Tun iſt nur viel Lärm und Nichts.

*

Aber der Krieg hat auch ſein Lichtes. Er iſt einem Volke vielleicht weniger Gefahr als das dauernde geſteigerte Wohlleben. Und es iſt nicht paradox zu ſagen: Durch Napoleon kamen vielleicht manche zu einem heroiſchen Ende, die ſonſt als Trunkenbolde oder Verbrecher geendet hätten. Das Leben hat auch ohne Kriege ſeine Schreckniſſe, und Mut und Begeiſterung nehmen dieſe dem Tode. Napoleon vermochte Mut, Zutrauen, Begeiſterung zu erwecken auch bei den Geringen; er hatte die anhänglichſten Soldaten der Welt. Das ſollte man nicht vergeſſen.

Man ködert heute die Leute haufenweiſe für Fabriken und Bergwerke. Die pure Gewinnſucht iſt zumeiſt das Verleitende. Ich aber ließe meine Kinder viel lieber in den Krieg ziehen als in Fabriken und Bergwerke. Unſre ſogenannten Fortſchritte und die falſche Zahmheit der Ziviliſation jedoch haben die Sinnesart ſo angefreſſen, daß alles auf Schacher eingeſtellt iſt. Auf Hebung der Induſtrie drängt die Weltanſchauung unſerer Menſchenfreunde. So meint z. B. einer dieſer Art in meiner Heimat, daß die Fremdeninduſtrie (darauf ſeine ganze Daſeinsbetrachtung bis jetzt eingeſtellt war) der Fabriksinduſtrie weichen müſſe, weil „die Zukunft Tirols in der Induſtrialiſierung des Landes“ liege. Ich höre es ſo: Weil der Ruin die Zukunft des Landes iſt. Es ſagt mir, daß auch das Wirtſchaftliche dort verkommt, wo es Politik wird. Und ich bin überzeugt, daß ein Krieg im Lande weniger Unheil anrichten würde als ſolche „Induſtrialiſierung“, die von Menſchen, die zur

Wirtschaftsmaschine geworden sind, als Heil angesehen wird. Die, wenn auch späten, Nachkommen der Kämpfer des Neunerjahres in Fabriken untergebracht zu wissen, anstatt des Feld- und Wiesen-, ja auch des Düngergeruchs den Maschinen- und Lumpengestank am Leibe: solche Wandlung würde ich wenigstens als Verkommenheit empfinden. Es wäre auch kein Friede, was ein derartiger Stand der Dinge darböte, es wäre nur ein Beleg dafür, daß den betreffenden Menschen jenes Wertvollere verloren ging, das sie befähigte zum Krieg wie zum Frieden. Denn Krieg und Frieden greifen tief ineinander. Und man muß Krieger sein können, um den Frieden zu genießen.

*

Die Idee, den Krieg abschaffen zu wollen, kennzeichnet den Schacherspört unserer Zeit. Zeiten, die durch Krieg viel gelitten haben, sind nie dieser Idee verfallen. Solche ernstere Zeitläufte fühlten vielleicht, daß Folgen unabwendbar, daß sie ein Notwendiges und oft grausam sind. Unsere Friedenszeit, die mit ihrem gewaltsamen Ordnen das rein Menschliche oft größter Drangsalierung aussetzt, macht sich schon dadurch fragwürdig. Mit ihrer Idee der Kriegsabschaffung aber zwingt sie einem die Vermutung auf, daß in ihr Ordner zu Wort und Macht gelangt sind, denen die Natur vielfach abhanden gekommen ist. Man frägt sich besorgt: Ob zuletzt nicht Gesellschaft und Zeitungswesen, zusammengehalten vom Kapitalismus, diese Ordner sind? Ob sie nicht danach trachten, auch das Staatsruder mehr und mehr in die Hand zu bekommen, indem sie eine Friedensbewegung inszenieren?

Hier hat mein Mißtrauen Stand genommen. Der Glaube, durch Schacher Krieg und Frieden züchten zu können, scheint mir so übel, daß ich ihn nur übelsten Ordnungsmächten zutraue. Es ist vielleicht die ewige Ordnung in der Natur, daß sie erst durch Kampf zum Frieden führt; daß dieser

durch Genußgier und Wohlleben immer wieder zerstört wird. Nun will man den Kampf ausschalten und den Frieden befestigen. So möchten es Wohlleben und Gemütlichkeit.

Aber die „reine Vernunft" handelt da allzu vernünftig, als daß die menschliche Natur hier noch mitkäme. Die bleibt unvernünftig und rückständig, ein unerforschlich Unbewegtes, nicht achtend der geflügelten Schritte des Fortschritts. Sie, die keine Mittel zum Zweck ausheckt, treibt, wächst und vollbringt nur und erleidet die Folgen. Und die Menschen aller Zeiten, wenn sie sich ihr Menschlichstes wahren wollten, lernten vor dieser Natur, die nicht nur Vernunft ist, sich bescheiden und mußten mit ihr durch den Kampf zum Frieden.

So ein Kampf auch, nur ungemein vervielfältigt und so veräußerlicht, daß seine Zusammenhänge mit der Menschennatur verwischt sind, scheint mir der Krieg. In vergangenen Zeiten, da der Mensch seiner Natur näher stand, waren diese Zusammenhänge auch mehr ersichtlich. In den Kriegsgesängen Homers gehen sie noch offen um. Auch die Kriegsschilderungen des Mittelalters wissen noch von ihnen; alle Heldengedichte offenbaren sie. Erst die Methode der neueren Kriegskunst ließ diese Zusammenhänge für den äußeren Beobachter völlig sich verwischen. Aber daß große Dichter und Künstler verschiedenster Zeiten und Völker aus dem Krieg ihren Vorwurf schöpften, sollte dafür zeugen, daß Kriege doch mehr sind als bloße Rohheit und Willkür, die man abschaffen könne. Solchem Wahne liegt vielleicht mehr gesellschaftliche Barbarei zugrunde als manchem Kriege. Und was den Künstler zum Kriege hinzieht, ist vielleicht jener natürliche Barbarismus, ohne den die Kunst nicht bestehen kann.

Kriegshelden haben für den Dichter immer ihr Anziehendes, auch noch in neuerer Zeit. Man denke nur an Goethes Bewunderung für Napoleon! Es wußten auch seltenste und

größte Menschen von der Unerläßlichkeit des Kampfes, des Krieges. Ohne den Krieg vielleicht kein Shakespeare, jedenfalls nicht der voll ausgewachsene; ohne den Krieg keine Renaissance-Menschen; ohne den Krieg keine vollständigen „Grashalme", die gewiß die grandioseste Schöpfung einer neuesten Zeit sind. Und Walt Whitman, ihr Dichter, der als Lazarettpfleger drei Jahre lang den Sezessionskrieg mitmachte, berichtet (nach der Uebertragung von Johannes Schlaf):

„... verweile weiter nicht bei eines Soldaten Freuden und Beschwerden;
(Obwohl ich beider mich erinnere — vieler Beschwerde, an wenig Freude;
doch ich war zufrieden.)
Doch aus stillen Traumfernen —
Denn weil der Sinn der Welt steht auf Erwerb, gerichtet ist auf
äußerliche Dinge und auf Frohsinn,
So ist bald alles vergessen, und waschen die Wogen die letzten Spuren
vom Strande fort.
Aus stillen Traumfernen kehr ich zurück mit geknicktem Knie und trete
in die Tür herein.
(Jetzt hier bei euch; Wo aber immer ihr seid: Folgt mir und haltet
euch tapfer)

Hier schildert dieser große Mensch, verweilend vor Verwundeten und Sterbenden, das viele Unheil des Krieges, wie einer, der damit den ganzen Ernst des Lebens dartut und doch zugleich die Kraft darbietet, diesem Ernst zu begegnen. Er hat eben den Krieg schon als Notwendigkeit in sich erlebt:

„Als ich mit stillen Sinnen
Zu meinen Dichtungen mich zurückwandte, und in Betrachtung lang
verweilte,
Erhob sich mit zweifelvoller Miene vor mir ein Phantom,
Schrecklich in Schönheit, Alter und Kraft,
Der Genius der Dichter der alten Länder;
. . . . . .
Und sprach mit drohender Stimme dies: „Was singst du da?
Weißt du nicht, daß es nur einen Stoff gibt für unsterbliche Sänger?
Den Krieg, das Geschick der Schlachten,
Und wie vollkommene Krieger herangebildet werden?"

„Sei es so", gab ich zur Antwort,
„Auch ich, hochmütiger Schatten, singe den Krieg; und einen
langwierigeren und gewaltigeren als irgendeinen sonst;
Mit wechselndem Glück wogt er in meinem Lied; mit Flucht,
Angriff, Rückzug, verzögertem und ungewissem Sieg,
(Der dennoch, denk ich, schließlich sicher oder so gut wie sicher ist), auf
dem Schlachtplan der Welt,
Um Tod und Leben, Leib und ewige Seele.
Wohl! auch ich bin gekommen, den Sang der Schlachten zu singen,
Und auch ich fördere vor allem tapfere Krieger."

Man halte dagegen die Sprache der Friedensagitatoren. Es läßt wohl die ganze Friedensbewegung in ihrer dürftigen Lebenswärme als ein Gezücht aus der Gesellschafts- und Zeitungssphäre erscheinen, gekuppelt vom Kapitalismus, bedacht auf Entfernung aller Störenfriede eines stillen Strebens nach Machtgewinn.

*

Nach dem Gesagten überrascht wohl nicht mehr die Behauptung, daß an Abschaffung der Kriege vorläufig nicht zu denken ist. Einmal an und für sich nicht; dann nicht, weil den ernsten, der Menschennatur entspringenden Ursachen der Kriege auf Seite der Friedensvertreter Beweggründe gegenüberstehen, die kaum ernst zu nehmen sind. Kriege sind zum Durchbruch gekommene Stauungen. „Die Leidenschaft der Menschheit angestaut auf ein höheres Ziel zu lenken" ist leicht und schön gesagt, aber immer unwahr, als Vorhaben großmäulig und kindisch; es zeigt nur die Ueberredungssucht des Untüchtigen.

Der Abschaffung der Kriege müßte die Abschaffung der Stauungen vorhergehen. Es macht nötig, daß ein Tun zur Tiefe reicht, um Stauungen zu verhindern. Die politischen Friedensschwärmer begehen nur die Oberfläche und wollen den Krieg als Tataufnahme nicht zulassen. Da der Krieg aber immer Folge ist, könnte sein Sich-Stauendes sich höchstens verdrängen lassen und später an einer Stelle durch-

brechen, wo es an der Menschheit größere Verheerungen anrichtet als ein Krieg. Auf diesen Wegen der Friedensbewegung ist daher nichts Ersprießliches zu hoffen.

Aber vielleicht gelänge es den Friedensvermittlern, falls sie ernst zu nehmen wären, das Verantwortlichkeitsgefühl in jenen zu heben, die Kriege führen, und noch mehr in jenen, die den Frieden so bewaffnet halten, daß er sich oft übler als ein Krieg fühlbar macht. Denn es ist ungleich besser, von einem Feinde bedroht zu werden, gegen den man sich wehren, als von einer Ordnung, gegen die man sich nicht wehren darf. Doch wer denkt daran, *den Frieden vor Gewalttaten zu schützen*! Herrscher, die sich als Friedensförderer ausrufen lassen, benötigen erst recht der Gewalt für den Frieden. Was verpufft das so friedliche andauernde Rüsten nicht an Volkskraft? Was verpuffen z. B. Wilhelms des Zweiten Paradegelüste nicht an Militärkraft? Paradetüchtigkeit kostet mehr und untergräbt eher die Kriegstüchtigkeit des Soldaten. Wo Drill und Parade das Wichtigste ist, sind die soldatischen Vorzüge nicht mehr das Wichtigste. Im Ernstfall ist immer die Zugkraft des Führers der beste Drill. Und ein Friede, der auf ein Sich-gerüstet-zeigen, auf das Hervorkehren von Gewalt sich stützt, entspricht keinem Friedensbedürfnis und ist ein fauler Friede. Zuletzt verbirgt ein solches Sich-gerüstet-zeigen nur ein Sich-nichtstarkgenug-fühlen. Nicht ungern kehrt das Unzulängliche ein Hinlängliches übertrieben hervor. Und so zweifle ich an der Kriegs- und Friedenstüchtigkeit einer Zeit, die Kriegs- und Friedenstüchtigkeit so lärmend hervorkehrt. Ich sehe in solchem Tun zu viel Politik.

*

Nun ist es nicht meine Sache, der Politik Zügel anzulegen. Mir genügt, darauf hinzuweisen, daß sie nicht zur Kriegstüchtigkeit verhilft. Große Krieger waren nie Poli-

tiker, auch Napoleon war kein Politiker. Den Winkelzügen der Politik ist jede bessere Kriegerbegabung abgeneigt. Angelegenheiten, die nach kriegerischer Austragung verlangen, werden heute durch diplomatische Schachzüge, der krummsten Form der Politik, erledigt. Dafür geht der Friede bis an die Zähne bewaffnet, und keine Waffe ist ihm zerstörungstüchtig genug. Wer möchte diese Zustände für gesund ansehen und an ihre Dauer glauben? — Aber die Natur wird sich hineinmischen in diese Unnatur. Die diplomatischen Vorgänge werden öfter und immer mehr im gerüsteten Soldaten Unlust hervorrufen. Diese soldatische Unlust wird sich fortpflanzen und anwachsen und mitreißen wie eine Woge, die immer mehr Wind fängt. Und sie wird eine Führerschaft zeitigen, wenn die Zeit dafür da ist. Und dann wird dem harten Schritt des Krieges die ganze Friedensbewegung höchstens wie ein lästiges Gesumm von Fliegen sein. So wird der Krieg immer noch Herr werden über alle Politik.

Aber der Friede! Diesen vor der Politik zu schützen, mache ich hier zu meiner Sache. Ich war zeitlebens Kämpfer genug, um vom Glück des Friedens zu wissen, von der Feier, die er in sich selber begeht. Wo der Friede umgeht, wogt das Meer der Unendlichkeit, das still geworden ist. Er ist der einzige wahre Herrscher; ohne Gewalt zu brauchen, entfernt er alle Gewalt. Wer den Frieden gewonnen hat, verzichtet gern auf alle weiteren Siege und ein Waffensieg wird ihm zu schnödem Handwerk. So auch der Krieg, dem er sich nur unterzieht, wenn die Notwendigkeit unabwendbar an ihn herantritt.

Im erhabensten Buche, das ich kenne, in Lao-Tse's „Taoteking" ist dieser Friede in höchstem Maße enthalten. Darum gedenkt es auch des Krieges in wundervoll bezeichnender Weise, wie sie nur ein solcher Friedensstand auslösen kann.

Es sagt im Spruch „Die Waffen nieder" (in der Richard Wilhelm'schen Uebertragung, die allerdings nicht immer erfüllend ist):

„(Die Waffen sind unheilbringende Geräte,
nicht Geräte für den Edlen.
Nur wenn er nicht anders kann, gebraucht er sie.

. . . . . .

Er siegt, aber er freut sich nicht daran.
Wer sich daran freuen wollte, würde sich ja des Menschenmordes freuen.

. . . . . .

Wer im Kampfe gesiegt, der soll wie bei einer Trauerfeier weilen.)"

Und im Spruch: „Warnung vor dem Krieg":

„Wo Kämpfer geweilt, wachsen Disteln und Dornen.
Hinter den großen Heeren her kommt sicher böse Zeit."

Da spricht eine andere Sinnesart als aus den Worten der heutigen Friedensapostel. Aus diesen sprechen Motive, die den Friedensstand als vorteilhaft empfinden, dort verlautbart sich der Friede, aus sich heraus nach dem Krieg blickend, den seine Erfahrung *unter* sich gelassen hat. Und wenn jene angeblichen Friedensdiener zu den Kriegführenden gewiß noch aufsehen müßten (weil, seinen Vorteil mit Beschwerden und Gefahr erkaufen, höher stünde als alle Gefahr beseitigen wollen, um seinen Vorteil zu sichern), so muß doch *der* Friedensinhaber vor dem Kriege warnen, der sich als einzigen Vorteil hält, keinen Vorteil zu wollen. Wer *diesen* Frieden kennt, entrüstet sich jeder Friedensbewegung, denn er fühlt sich von etwas bewegt, das allen Anhang entläßt und *nicht* aufsucht. Das Anhanglose wird ihm das Einigende. Eine Friedensbewegung würde also ihren Namen erst verdienen, wenn sich jeder Teilnehmer entschlösse, allen Vorteil und alle Gewalt von sich zu werfen. Es wäre die Auflösung der Bewegung, und damit erst wäre der Friede geschützt vor Politik.

Varena, im Juli 1912.

Zweiter literarischer Abend der Halbmonatsschrift „DER BRENNER“

FREITAG, DEN 22. NOVEMBER, ½8 UHR ABENDS
IM KLEINEN STADTSAAL

VORLESUNG

THEODOR DÄUBLER

AUS EIGENEN WERKEN

I

SCHNEE

(Ein Kapitel Autobiographie)

ODE AN ROM

SANG AN PISA

II

Aus dem „Nordlicht“:

PAN IST ERWACHT

NACHT

ASTRALER GESANG

Kassaeröffnung ½7 Uhr — Ende ½10 Uhr

Sitzplätze zu K 4.—, 3.—, 2.—, 1.50. Stehplätze 80 Heller.
Studentenkarte 50 Heller. Kartenvorverkauf:
Wagner'sche k. k. Universitäts-Buchhandlung

Soeben erschien:

CARL DALLAGO

Otto Weininger und sein Werk

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der dreifachen Nummer 360/361/362 (90 Heller.):

NACHTS / GLOSSEN / DAS IST DER KRIEG — C'EST LA GUERRE — DAS IST DER MOLOCH! / NOTIZEN / DESPERANTO / WENN WIR TOTEN ERWACHEN /

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

:: NEUERSCHEINUNGEN ::

BRUNO FRANK

DIE SCHATTEN DER DINGE

Gedichte

Preis M. 1.50

HERMANN WAGNER

DAS DUNKLE TOR

Roman

geheftet M. 6.—, geb. M. 7.50

ALBERT LANGEN / MÜNCHEN

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand . . .

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .